

Theologie, Demokratie und die Aufgabe katholischer Akademien heute

Dr. Johannes Sabel, Münster

Vortrag zur Einführung als neuer Direktor der Akademie Franz-Hitze-Haus am 6.2.2024

Standortbestimmung: angefragte Akademien

Die Bistumsakademien verlieren als Institutionen des bundesrepublikanischen, bürgerlich geprägten Katholizismus der 50er und 60er Jahre des 20. Jahrhunderts zunehmend ihre gesellschaftliche Einbettung. Aktuell gehen die mit dem „Geburtsmilieu“ der Akademien ideell noch verbundenen Adressaten- und Teilnehmerkreise zurück; eine katholisch geprägte und zugleich bildungsaffine Öffentlichkeit wird schmaler. Der immer wieder – und zu Recht – benannte „Dialog“, den Akademien als Begegnungsorte zwischen Kirche und Gesellschaft ermöglichen sollen, kann weniger auf die bisherigen, sozusagen „natürlichen“ Dialogpartner zurückgreifen. Weder auf Menschen und Gruppen, die mit einer bewussten Katholizität zugleich ein Bildungs- und Weltinteresse verfolgen, noch auf kirchlich nicht gebundene Öffentlichkeiten, die den Akademien noch zugeschrieben, profilierte und kompetente Orte für die Anbahnung von Lösungen für gesellschaftliche Herausforderungen oder für relevantes Orientierungswissen zu sein. Gerahmt und verschärft wird dies durch die gesamtkirchliche Situation, die durch Glaubwürdigkeitsverlust, Mitgliederschwund und damit verbundenen anhaltenden finanziellen Sparmaßnahmen geprägt ist. Adressiert werden in dieser Gesamtlage die Bistumsakademien mit einer kirchenpolitisch und ökonomisch getriebenen und verständlichen Frage: Der Frage nach ihrem heutigen Auftrag oder, zugespitzt, nach ihrer aktuellen Notwendigkeit angesichts der strukturell und finanziell rasanten Veränderungen, die derzeit und in Zukunft alle Bistümer Deutschlands betreffen.

Wozu also gerade heute Akademien?

Zunächst möchte ich einige „weiche“ Merkmale von kath. Akademien nennen, die bekannt sind, aber mir dennoch wichtig erscheinen, um die Aufgabe von Akademien in ihren verschiedenen Dimensionen zu beschreiben. Katholische Akademien sind besondere Orte der Begegnung und der Diskussion, sie ermöglichen Unterbrechungen von Arbeits- und Alltagsprozessen; in diesen „Spalten“ im tagtäglichen „Lebensbetrieb“ entstehen Räume des intensiven persönlichen und konzentrierten fachlichen Austausches, die selten und wertvoll sind. Das Besondere der kath. Akademien, Orte der Gastfreundschaft und des inhaltlichen Ringens um Erkenntnis zu sein – das ist, so denke ich, unbestritten eine wichtige, ja zunehmend wichtige Funktion von Akademien in beschleunigten, verdichteten und aufgeregten Zeiten wie den unsrigen. Denken und Entwickeln von neuen, tragfähigen Perspektiven braucht Zeit und Raum und Ruhe – und miteinander verbundene Gesprächspartner. Das alles gehört genuin zu kath. Akademien, es ist zentraler Bestandteil ihrer Kultur und ihrer Funktion für gesellschaftliche Verständigung und Meinungsbildung.

Aber dies reicht alleine nicht aus, um die Arbeit von Akademien heute zu legitimieren. Notwendig ist zu klären, was über das Genannte hinaus triftige Aufgabe kirchlicher Akademien ist. Es geht also um die Frage Ihrer Systemrelevanz, um ein Schlagwort aus einer der letzten Krisenzeiten zu nehmen.

Beitrag zum Zusammenhalt einer offenen Gesellschaft: Quellorte für Demokratie

Um Aufgabe und darin eine mögliche gesellschaftliche Relevanz von kath. Akademien heute erkennen, muss der Blick von innerkirchlichen Problemen bewusst weggelenkt werden hin zu den zentralen gesellschaftlichen Herausforderungen, vor denen wir heute stehen. Denn von außen her werden langfristig die Legitimität und Relevanz katholischer Bildungseinrichtungen erzeugt, nicht von dem innerkirchlichen Wunsch oder der Absicht, doch relevante Bildungsorte haben zu wollen. Für kath. Akademien bedeutet das: Die „Systemrelevanz“ kirchlicher Akademien entscheidet sich an der Frage, ob sie etwas zum Zusammenhalt einer demokratischen, pluralen, offenen Gesellschaft beizutragen haben.

Daran schließt sich ein zentraler Gedanke meiner Überlegungen an: dass kirchliche Akademien zu Aushandlungs- und Quellorten einer starken, weil erweiterten Demokratie

werden sollten. Was ich mit damit – mit einer erweiterten Demokratie – meine, möchte ich im Weiteren darstellen.

Wenn ich die Arbeit für eine erweiterte – vielleicht ließe sich auch sagen, im vollen Anspruch ihrer selbst *realisierten, oder „wahren“* Demokratie – als heute zentrale Aufgabe von Akademien verstehe, formuliere ich dies vor dem Hintergrund einer spezifischen Diagnose. Diese lautet: Entscheidende Grundlagen für die Stabilität und Entwicklung eines demokratischen, offenen und pluralen Gemeinwesens fehlen uns heute offenbar. Diese Grundlagen, um die es mir hier geht, sind solche, die nicht erst jetzt erodiert sind. Die Krise der Demokratie, von der heute oft die Rede ist, ist älter, gleichwohl wird sie heute besonders offensichtlich. Die Entdemokratisierungsentwicklungen hin zu autoritären Regierungsstilen und -formen in Europa und darüber hinaus offenbaren, was unserer Demokratie wahrscheinlich schon seit Jahrzehnten mangelt, nun aber in besonders offensichtlicher Weise in Erscheinung tritt: die Fähigkeit, sozial und politisch konstruktive Emotionen wie Anerkennung, Wertschätzung, Verbundenheit aus sich heraus zu generieren und aufrecht zu erhalten.

Verzweigte Demokratie

Einen Grund für die Entdemokratisierungstendenz, also dem Verlust an Identifikation mit Demokratie, sehe ich insbesondere in Deutschland – jenseits der offensichtlichen und gravierenden ökonomischen Schere, die sich weiter öffnet – in der Tendenz, dass Demokratie sich zu oft selbst zur Verfahrenstechnik „verzweigt“. Diese instrumentell und dadurch gerade auch ethisch „unsichtbare“ und affektiv-identifikatorisch verkürzte Demokratie reicht nicht aus, um sie als gute, humane und hoffnungsvolle Staats- und Gesellschaftsform in den Köpfen und Herzen ihrer Teilnehmer:innen zu verankern; damit wird sie, wie wir in diesen Jahren zunehmend erleben, angreifbar. Gerade ihre Angreifer machen sich diesen Mangel an verbindender Emotionalität und gemeinsamer Vision zu Nutze. Populistische „Kidnapper“ der Demokratie halten dieser paradoxerweise den Spiegel ihrer eigenen Emotionslosigkeit vor gerade in dem Moment, in dem die Emotionen der rechtsradikalen und autoritären Akteure ihre Unmenschlichkeit zeigen: in Ressentiment, Rassismus, Abscheu (vgl. dazu Eva Illouz, Undemokratische Emotionen).

Um die aus Frage zu beantworten, mit welchen Emotionen Demokratien ihre Mitglieder binden können, ohne auf die desintegrierenden, spaltenden und am Ende destruktiven Emotionen reaktionärer Art selbst zurückzufallen (und was das mit Akademien zu tun hat), möchte ich zunächst auf einen weiteren, aus meiner Sicht kulturgeschichtlich tieferliegenden Grund blicken. Es geht um den Rationalitätstyp, der in unsere Demokratie formal dominiert. Dies ist die kommunikative Vernunft, die Vernunft also, die auf die Kraft des besten Arguments sowie die grundsätzlich mögliche Partizipation aller Bürger:innen in einer Gesellschaft an der Meinungsbildung und Entscheidungsfindung setzt. Die von Jürgen Habermas geprägte wirkmächtige Beschreibung der kommunikativen Vernunft der Öffentlichkeit baut im Kern auf eine Rationalität auf, die man sich sozusagen *leisten können muss*. Am streng rational-argumentativen, auf Informiertheit, Sprachfähigkeit, Disziplinertheit, kritischem Denken u. ähnlichem aufbauenden öffentlichen Diskurs (zur Meinungsbildung als essenziellem Vorraum der politischen Entscheidungsfindung) können nur Menschen ernsthaft teilnehmen, die all diese Fähigkeiten erwerben konnten und einsetzen wollen. Teilnehmer:in an der demokratischen Meinungsbildung zu sein hat also Voraussetzungen, die bei Weitem nicht von allen einzulösen sind. Jürgen Habermas beschreibt die Herausforderung, die diese kommunikative Vernunft in die Demokratie einträgt, selbst prägnant: „Die liberale Demokratie ist deshalb eine so anspruchsvolle und fragile Staatsform, weil sie nur durch die Köpfe der Bürger hindurch realisiert werden kann“ (Habermas, Ein neuer Strukturwandel, S. 82). Signifikante Bevölkerungsteile gehen diesen unausgesprochenen Konsens, sich am Kommunikationsideal der aufgeklärt-rationalen Vernunft zu orientierten, nicht ein, sind aus diesem ausgestiegen oder konnten nie Teil davon aus. Was sind „Symptome“ dieses Ausstiegs aus der Form einer aufgeklärt-rationalen Kommunikations- und Denkanspruches? Es sind die Formen von Kommunikation, die die Anerkennung des Arguments des Anderen, der Verpflichtung zu Respekt, auf Wahrhaftigkeit und Richtigkeit ersetzen durch die polarisierte, wütende, aufgeheizte Formen öffentlich sichtbarer Diskussion und Aktionen, die wir seit der Coronapandemie erleben. In diesen sind Ton und Wortwahl schärfer, oft erniedrigender, destruktiver geworden. Beispielhaft können hier entwürdigende Rhetorik gegenüber Politikern oder öffentlichen Personen sein – Christian Drosten, Renate Künast oder Luisa Neubauer – oder die schiere Notwendigkeit, 2020 ein „Netzwerkdurchsetzungsgesetzes (NetzDG)“ gegen Volksverhetzung, verfassungsfeindliche Symbole und Beleidigungen in den sozialen Netzwerken zu erlassen.

Wichtig ist mir hier der Befund, dass solche Formen destruktiver Emotionalisierung gepaart mit Demokratieskepsis eben kein reines Randphänomen mehr sind, sondern in der Mitte der Gesellschaft angekommen sind. Bei der Frage nach den Gründen für diese affektive Polarisierung und Radikalisierung halte ich es für essenziell, gerade auch im Bildungskontext, diese nicht alleine und zuerst bei den Ausgestiegenen selbst zu suchen und bei diesen nach Mangelmomenten – intellektuell, bildungsbiographisch, sozialökonomisch, u. ä.– Ausschau zu halten. Vielmehr liegt der wunde und für uns zu erkennende Punkt aus meiner Sicht in einer verkürzten Form demokratischer Vernunft selbst. Sie verfügt, wie erwähnt, über keine emotional konstruktiv wirkenden Instrumente oder Ressourcen, die genau hier aber wichtig wären. Den starken Erfahrungen und besonders Ängsten vor sozialem und ökonomischem Abstieg sowie den damit einhergehenden Erfahrungen von Wirksamkeitsverlust, von Ohnmacht steht ein affektives und kommunikatives Vakuum gegenüber. Dieses kann nicht von demokratischen oder politischen Institutionen gefüllt werden. Es ist vielmehr eine gesellschaftliche Aufgabe, Verbundenheit und Anerkennung zu erzeugen, wenn sie weiterhin als offene, plurale und humane Demokratie existieren soll.

Um das attestierte Problem einer kognitiv verengten und emotional verkürztem demokratischen Vernunft einem ersten Lösungsansatz zuzuführen, möchte ich auf einen Begriff und eine Analyse eingehen, die beide vom Münsteraner Fundamentaltheologen Johann Baptist Metz bestimmt sind; er prägte im wissenschaftlichen Diskurs das Gegenwicht zu einer kommunikativen Verfahrensvernunft der demokratischen Gesellschaft mit dem Konzept der „erinnernden Vernunft“, in deren Zentrum die Leidenserinnerung, verbunden mit der Haltung der Mitleidenschaft bzw. der Compassion stehen. Die im Begriff der Mitleidenschaft artikulierte Leidenssensibilität – also die Frage nach dem Leid, das Menschen persönlich und insbesondere in gesellschaftlichen Verhältnissen erfahren haben und erfahren – könnte Richtschnur sein, von der her Demokratie sich versteht und Verständigungsprozesse gestaltet (vgl. Grümme, Öffentliche Politische Theologie, S. 91). Was ist damit gemeint? Die auf gelingende Kommunikation und darin begründete Meinungsbildung zielende kommunikative Vernunft innerhalb einer demokratischen Gesellschaft fußt auf einem Bild ihrer Teilnehmer:innen, das überhöht und verkürzt zugleich ist, in dem es von einem „homo democraticus“ ausgeht, einem Menschen, der quasi durch sein Menschsein schon vernünftig, gut informiert, sachbezogen an der öffentlichen Meinungsbildung teilnimmt. Diese Vorstellung von Verständigungsfähigkeit steht im Kern

des demokratischen Prozesses und auch im Kern seines Anspruches an seine Teilnehmer:innen. Vergessen wird hier nicht nur, wie oben dargestellt, der hohe Anspruch, der hier an die Teilnehmer:innen gestellt wird, vielmehr geht es Metz darum, dass sowohl die individuellen Lebenswege als auch die Verhältnisse, in denen diese Teilnehmer:innen leben, noch gar nicht so erlöst, heißt gerecht und gleich sind, dass auch eine gerechte und gleiche Teilnahme aller am demokratischen Prozess der Gesellschaft möglich ist. Diese Vernunft überspringt eine wesentliche Dimension des Menschen, nämlich seine existenzielle Eingebundenheit in eine Geschichte und eine Gesellschaft, die Ungleichheit, Ungerechtigkeit, Exklusion auf individueller und sozialer Ebene produziert (Metz nannte daher die Teilhabemöglichkeiten, die die kommunikative Vernunft voraussetzt, auch die „transzendente Simulation von Gleichrangigkeit“). Nach Metz verdrängt eine solche kommunikative Rationalität der Öffentlichkeit Gewalt- und Unrechtserfahrungen, da sie diese nicht integriert hat bzw. integrieren kann, sie ist sowohl für Leidenserfahrungen als auch die Bedürftigkeit nach Anerkennung immun. Damit wird sie tendenziell mechanisch, ungeschichtlich und in Teilen inhuman. Dem hält Metz eine Vernunft der Erinnerung entgegen, in der individuelles und kollektives Leiden in und an konkreten gesellschaftlichen Verhältnissen und die damit verknüpften Hoffnungen auf Emanzipation, Selbstständigkeit und Autonomie, Subjektwerdung u. ä. aneignet, und repräsentiert. Eine solche leidensensible demokratische Vernunft ist notwendig, in der die Frage – positiv gewendet – nach Anerkennung und Verbundenheit der Teilnehmer:innen von demokratischen gesellschaftlichen Prozessen nicht wohlfahrtsstaatliches Zugeständnis wäre, sondern ethischer Kern.

Einzuwenden wäre hier, wie sich denn ein „leidensensible, erinnernde Vernunft“ konkret zeige, wie das denn alles funktionieren solle und was das mit Akademien zu tun habe. Bleibt nicht die Spekulation über den „richtigen“ Vernunftstyp am Ende auch abstrakt und rationalistisch verengt? Damit komme ich zu meinen abschließenden Überlegungen.

Akademien: Aushandlungsorte zwischen einer Demokratie als Lebensform und christliche Nachfolgepraxis

Die Ausgangsthese meines Vortrages war, dass wir einer erweiterten Demokratie bedürfen, um auf die Entkopplungs- und Entdemokratisierungsentwicklungen in unserer Gesellschaft

angemessen zu reagieren. In einem ersten Anlauf habe ich diese Erweiterung vorgenommen mit Blick auf eine instrumentell verkürzte Demokratie und ihres Vernunftstyps, der kommunikativen Vernunft, und bin zu dem gekommen, was mit Johann Baptist Metz als die leidensensible, erinnernde Vernunft benannt werden kann, die sich der Gewaltgeschichte wie auch der ungelösten Hoffnungen bewusst ist. Dies bleibt jedoch, bei allem analytischen und auch ethisch orientierendem Wert der Metzschen Begrifflichkeit, noch in theoretischer Distanz vom gelebten Leben heutiger Menschen, so sehr gerade Metz den konkreten Mensch in Geschichte und Gesellschaft als Bezugspunkt seines Denkens hatte. Ein Konkretisierungsvorschlag lautet: Eine Demokratie, die sich der Bedürftigkeit und Verletzlichkeit der von ihr in Anspruch genommenen und von ihr repräsentierten Menschen und Gruppen handlungsleitend bewusst sein möchte, bedarf einer doppelten Erweiterung. Sie bedarf der eigenen Erweiterung von einer formalen Staats- und Machtverteilungsform hin zu einer konkreten Lebensform; dafür bedarf sie einer Erweiterung auf die Auseinandersetzung mit dem, was Christen „Nachfolgepraxis“ nennen.

Unter dem Stichwort „Nachfolge“ geht es mir – zunächst eher inhaltsneutral – um das Wissen und die Erfahrung, dass erst eine spezifische Lebenspraxis Überzeugungen bewahrheitet und zugleich sichtbar aufrechterhält. Diese Einsicht gilt auch, ich würde sagen, ist fundamental für eine Demokratie jenseits ihres „Technikseins“, nämlich als Lebensform. Mit dem Bochumer Religionspädagogen Bernhard Grümme lässt sich Demokratie als Lebensform als „eine verinnerlichte Praxis“ beschreiben, „die aus Haltungen, Handlungen, Weltorientierungen, Werten besteht, die sich kontinuierlich in Praxisformen niederschlagen“ (vgl. Grümme, ÖPT, S. 210). Eine an christlicher Nachfolgepraxis geschulte Demokratie als Lebensform weiß um die Notwendigkeit, einen fundamentalen humanen Ethos und seine Verheißungen in Praxis wirksam und sichtbar zu machen; wenn Subjekthaftigkeit, absolute Würde, Gleichheit und Teilhabemöglichkeiten nur institutionell behauptet, aber nicht individuell und konkret gelebt wird, hohlen sich diese menschheitlich-universalen Zielbilder aus. Die Lebensform ist also gerade nicht nur stille Übereinstimmung mit der repräsentativen parlamentarischen Demokratie sowie die Stimmabgabe bei Wahlen, sie ist die lebenspraktische Konkretisierungen der Werte bzw. Versprechen, die eine Demokratie macht. Demokratie würde damit von einem Verfahrensprinzip, das weitgehend auf prozessuale und durch Institutionen garantierte Regeln beruht, zu dem gelebten, sichtbaren Versprechen auf das, was sie zugleich verheißt: die Anerkennung des Anderen als

unwiederholbares, verletzliches und bedürftiges Subjekt. Darin wäre diese demokratische Praxis zugleich orientiert auf eine solidarische, gemeinwohlorientierte, gerechte und auf gleiche Teilhabemöglichkeiten zielende Gesellschaft.

Doch in Ihrem Charakter, Versprechen zu sein (auf Subjekthaftigkeit, Gerechtigkeit, Gleichheit, Teilhabemöglichkeiten) liegt zugleich die „Leerstelle“ der demokratischen Lebensform. Um diese zu füllen, kann das Erfahrungswissen christlicher Nachfolgepraxis wichtiger Diskussions- und Praxispartner sein. Und genau hier können katholische Akademien ihren genuinen Ort und ihre genuine Aufgabe finden: ein Verständigungs- und Aushandlungsort zwischen Demokratie als Lebensform und christlicher Nachfolgepraxis zu sein. Wenn die fundierenden Versprechen der Demokratie derzeit erodieren und Menschen in einer Situation gefühlter und erfahrenen Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit stagnieren, liegt dies auch an den geschichtlichen und heutigen Erfahrungen, dass diese Versprechen nicht oder nur selektiv eingelöst sind. Die Nachfolgepraxis des Christentums kann in ihren Beispielen und Versuchen zur Nachfolge zeigen, dass sich im „Tun des Gerechten“ (Bonhoeffer) die Hoffnung auf eine Welt, in dem alle Subjekt ihres Lebens sein können, in Handlung ausdrückt. Die nicht „bewiesene“, aber eben praktisch gelebte Hoffnung, die in der Nachfolgepraxis deutlich wird, ist aus meiner Sicht genau das, was einer Demokratie, die Versprechen auf lebenswerte Zukunft für alle ist, bedarf, selbst aber nicht erzeugen kann: Sie kann alleine, aus sich heraus nicht kontinuierlich und sichtbar das Versprechen auf Gerechtigkeit und Gleichheit überzeugend und lebendig aufrecht erhalten, wenn nicht konkrete und kollektive Erfahrungen von Gerechtigkeit und Gleichheit, von Subjektsein in absolutem Wahrgenommen- und Angesprochenensein gemacht oder zumindest erinnert werden. Der Glaube der Christen ist in diesem Sinne das geradezu „unglaubliche“ und praktische, sichtbare Ernstnehmen genau der Erfahrungszeugnisse, die uns die Evangelien mit Blick auf das Handeln und Wirken Jesu überliefern. „Solcherart versteht sich der Glaube gegenüber Gesellschaft und ihren Konstruktionen als eine [...] irritierende und motivierende [...]“ (B. Grümme, ÖPT, S. 195) Hoffnung als Praxis. Die Aufgabe katholischer Akademien liegt u. a. darin, zwischen den Erinnerungen und Beispielen gegenwärtiger Nachfolgepraxis und dem Anspruch zu vermitteln, dass Demokratie mehr sei als Verfahren, sondern eine ethisch fundierte Lebensform, die auf eine gemeinsame Zukunft für alle zielt.

Das bedeutet, dass Akademien vor diesem Hintergrund insbesondere Hemmnisse für Lebensmöglichkeiten aller identifizieren und thematisieren. Dies tun sie in gemeinsamer Reflexion und einem gemeinsamen Prozess der Perspektivengewinnen auf Probleme und Lösungswege unseres heutigen und zukünftigen Zusammenlebens. Dieser doppelt – von demokratischer Lebensform und Nachfolgepraxis - eingefasste Blick wäre auf die Felder zu richten, die unser Zusammenleben bestimmen, bezogen: Politik, Wirtschaft, Bildung, Ökologie, Kultur.

Wie meine Überlegungen zeigen, sind wir davon überzeugt, dass Akademien der offenen, öffentlichen, wertschätzenden und zugleich klaren Diskussion bedürfen, um ihrem gesellschaftlichen Auftrag nachzukommen. So ist auch mein bis hierhin vorgestellter Gedankengang in keiner Weise das Ende, sondern eher der suchende Anfang einer Diskussion, die wir sowohl grundsätzlich-konzeptionell als auch bezogen auf konkrete Themenbereiche und Fragestellungen, die uns in der Akademie beschäftigen, führen wollen und müssen.